

Von der italienischen Kolonie im Luzerner Quartier "Untergrund"

Autor(en): **Zbinden, Karl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **85 (1967)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-69360>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von Dr. Karl Zbinden, Luzern

Staatsanwalt Dr. Karl Zbinden, Luzern, leitete für den Quartierverein «Wächter am Gütsch» in Luzern die Herausgabe der Festschrift «Vom Gütsch zur Reuss», 100 Jahre Quartierverein. Aus seiner Feder stammen dort verschiedene textliche Beiträge, u. a. über die italienische Kolonie in jenem Stadtquartier.

Dieser Studie kommt nicht nur lokale Bedeutung zu. Was über die Entwicklung in Luzern zu berichten ist, dürfte in ähnlicher Weise auch für andere Schweizer Städte zutreffen. Der Verfasser belegt mit seinem Beitrag die grosse Assimilierbarkeit der aus dem Norden und insbesondere aus dem Süden vor 50 und mehr Jahren zugewanderten Fremdarbeiter, auf welche die schweizerische Bauwirtschaft schon damals angewiesen war. Gerade die ruhige, sympathische Darstellung über das Aufgehen der damals Zugewanderten in unserm Volkstum wendet sich gegen die Xenophobie, den Fremdenhass am Biertisch.

Gerne hätten wir die ebenso verständnisvoll wie gründlich (teils aufgrund eingehender Nachforschung) abgefasste Studie Dr. Zbindens in ihrem vollen Umfang wiedergegeben, was sich leider aus Platzgründen nicht ermöglichen liess. So mussten wir erheblich kürzen. Wir bedauern dies besonders deshalb, weil dieser Abhandlung eine menschlich ansprechende Atmosphäre zu eigen ist, deren Substanz gerade das liebevoll ergründete Einzelschicksal und oft fein empfundene Lebenszüge bilden. Der Verfasser möge uns den Eingriff verzeihen und sich mit dem ihm sicher ebenfalls naheliegenden Gedanken trösten, dass auch die gekürzte Form einen versöhnenden Beitrag zum Problem der ausländischen Arbeitskräfte und gegen die helvetische Misstimmung erbringen kann. Auch soll aus dem Beitrag hervorgehen, dass das Schweizervolk doch über eine starke Assimilierkraft verfügt im Ausgleich zu den Kreisen, die der Abneigung gegen Fremde verfallen sind, und an der Tatsache, dass wir auf die Mitarbeit der Ausländer angewiesen sind, leicht vorbeisehen. In diesem Zusammenhang sei auch daran erinnert, dass bereits in historischer Zeit unser Land wiederholt Refugianten und politische Flüchtlinge aufnahm, was sich in der Folge menschlich, moralisch und wirtschaftlich meist günstig ausgewirkt hat. Auch dieser Rückblick möge die «Verschweigerung» der aus dem südlichen Nachbarland zu uns gestossenen und ansässig gewordenen Mitbürger als positiv erscheinen lassen im Unterschied freilich zu jener rein konjunkturell bedingten flottanten Arbeitnehmerschaft aus vieler Herren Länder, die in mangelnder Bereitschaft zur Anpassung für das Gastland Schweiz eine Ueberfremdungsgefahr tatsächlich bedeuten kann.

G. R.

*

Nicht Abenteuerlust, sondern der Kampf um das tägliche Brot trieb die Italiener aus ihrer südlichen Heimat in die weite Welt hinaus, über die Alpen oder über die Meere. Es waren meistens Leute aus armen Gebieten, Menschen ohne grossen Schulsack, die Brot und Verdienst suchten. Bekannt ist die Pionierarbeit der italienischen wie auch der tessinischen Architekten, Baumeister, Maurer und Stukkateure nördlich der Alpen in früheren Jahrhunderten und jene der italienischen Mineure der letzten 100 Jahre bei den Bahn-, Strassen- und Kraftwerkbauten.

Zahllose Italiener wohnten im Laufe der letzten 80 Jahre längere oder kürzere Zeit im Luzerner Quartier «Untergrund» und seiner Umgebung. Die einen blieben einige Wochen, Monate oder gar eine Saison hier, um danach in die Heimat zurückzukehren oder weiterzuziehen. Viele blieben dann dauernd in unserem Land und sind mit ihren Familien schon seit einem halben Jahrhundert und länger hier ansässig.

Ueber die Anfänge der italienischen Kolonie in der Stadt Luzern und im «Untergrund» findet sich — ausser in alten Adressbüchern — wenig Material. Seit 1850 führt die Schweiz — die Initiative hiezu war das Verdienst des grossen Tessiner Bundesrates Stefano Franscini — alle zehn Jahre eine Volkszählung durch. Sie vermittelt wertvolle Auskünfte über den Anteil der Ausländer an der schweizerischen Wohnbevölkerung. In der Stadt Luzern betrug im Jahre 1850 die Gesamteinwohnerzahl 10 060, davon waren 365 (3,7 Prozent) Ausländer. Der Ausländeranteil der Stadtbevölkerung lag in den Jahren 1888 bis 1930 mit 9,5 Prozent bzw. 11,5 Prozent höher als 1960 (9,1 Prozent); 1910 hielten sich in der Stadtgemeinde Luzern 7046 Ausländer

(17,9 Prozent der damaligen Gesamtbevölkerung) auf, gegenüber 6106 (9,1 Prozent der Gesamtbevölkerung) im Jahre 1960!

Die italienische Ansammlung im «Untergrund» und in seiner Umgebung

Ausgangs des letzten Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges ergoss sich aus dem Norden und aus dem Süden ein starker Einwanderungsstrom in die Schweiz, so auch in Luzern. Im «Untergrund» und in seiner näheren Umgebung ergab sich eine starke Konzentration des italienischen Elementes. Warum gerade dort? Bei den Tunnelbauten im Gütsch und in der Zimmeregg, dann bei den Eisenbahndamm-Aufschüttungen und im Steinbruch Bacileris und der Firma Vallaster & Cie. gelangten hauptsächlich italienische Arbeitskräfte zum Einsatz. In der Nähe ihrer Arbeitsplätze an der Baselstrasse und ihrer Umgebung suchten und fanden die Italiener in jenen kleinen drei- und viergeschossigen Häusern ihnen zusagende, hinsichtlich des Komforts bescheidene Unterkünfte. Diese billigen Zimmer und Wohnungen entsprachen ihren Wünschen und ihrem ausgesprochenen Sparsinn.

Die Aufgebote zum Tripolitanischen Krieg und später zum Ersten und Zweiten Weltkrieg bewirkten für viele Italiener den Abbruch ihres hiesigen Gastspiels. Ein Italiener, der während Jahren an der Baselstrasse ein Geschäft betrieben hatte und dann einrücken musste, verabschiedet sich im «Tagblatt» mit einem mehrstrophigen italienisch-deutschen Gedicht:

*Italiano truurig,
muess ich Bude schliesse,
muess ich hei go
via Gottardo,
muess ich hei go schiesse . . .*

Es offenbart den innern Zwiespalt, nach jahrelangem Einsatz in unserer Wirtschaft, und nachdem er hier Freunde und Bekannte gefunden hatte, dem Ruf der alten Heimat folgen zu müssen.

Wie die Kriege führte auch die schweizerische Wirtschaftskrise der zwanziger Jahre zu einer Rückbildung der italienischen Kolonie. In manchem Falle mochte freilich auch unser rauhes Klima und das Heimweh nach dem sonnigen Süden und der gewohnten Umgebung die Rückkehr nach Italien erleichtern.

Aber jene erste Generation, die ihre Familien nachkommen liess oder sich hier verheiratet hatte, wurde entweder von den Aufgeboten dispensiert oder folgte nicht; die letzteren waren keineswegs minderwertige Elemente.

Die sogenannten Direkteinwanderer lebten je nach dem Arbeitsplatz und ihrer innern Veranlagung mehr oder weniger für sich. Die gesellschaftlichen Beziehungen erschöpften sich häufig im Verkehr mit Nebendarbeitern und mit den eigenen Landsleuten. Es gab zwar schon Vertreter der ersten Generation, die hiesigen Fussballmannschaften, Musikkorps, Veloklubs usw. beigetreten sind. Durch Vermittlung ihrer heranwachsenden Kinder — der zweiten Generation — fassten sie ausnahmslos mit dem Brotboden Fuss. Die letztern wuchsen neben Schweizer Kindern auf, besuchten mit ihnen die obligatorische Primar- und Sekundarschule.

Jene Kinder, die aus einem rein italienischsprechenden Milieu stammten, hatten es wegen der häuslichen Umgangssprache in der Primarschule nicht leicht. Ihre meistens nur notdürftig oder überhaupt nicht deutschsprechenden Eltern waren nicht in der Lage, den Kindern über Schulschwierigkeiten, wie sie in jeder Schweizer Familie vorkommen, hinwegzuhelfen¹⁾. In unsern Schulen fielen die Italienerkinder selten durch glanzvolle Zeugnisse auf. Das ändert an ihrer spätern Bewährung nichts. Nebenbei besuchten sie zur Pflege ihrer Muttersprache an schulfreien Nachmittagen die italienische Schule.

Wertvolle Mittlerdienste leisteten die italienischen Seelsorger zwischen der ihnen anvertrauten italienischen Kolonie und den Behörden. Diesen Seelenhirten war eine Selbstlosigkeit eigen, die

¹⁾ Kürzlich stellte aber Dr. Munz in der Schweizerischen Gesellschaft für Sozialmedizin fest, dass die Entwicklung des italienischen Kindes in unsern Schulen meistens einen erfreulichen Verlauf genommen hat. Das Problem der Integration sei leichter zu bewältigen als die Schaffung von Möglichkeiten, die Emigrantenkinder auch in ihrer Muttersprache sinnvoll weiterzubilden.

uns kühlen Nordländern fremd ist. In welchem innigem Verhältnis fühlten sich diese Pfarrer mit ihren Schäflein verbunden! Diese «guten Hirten» darben und dulden, mit ihrem Volke in unverbrüchlicher Treue verbunden.

Neben der Schule und dem Schulweg, der Kirche und der Berufslehre mit dem Gewerbeschulunterricht kommt dem *Vereinswesen* in der Stadt und im «Untergrund» bei der Assimilierung der Fremden eine massgebende Bedeutung zu.

Das Radfahren ist ein italienischer Nationalsport. Die italienische Kolonie stand im Untergründer Gruppo ciclistico italiano «Concordia» Lucerna zusammen, dem später gerade wegen seiner Distanzierung von der politischen Radikalisierung in Italien eine italienische Konkurrenz im Veloclub «Vittoria Lucerna» erwachsen ist.

Den Turnvereinen gehörten zahlreiche Italiener an. Unter ihnen waren bekannte National- und Kunstturner.

Trotz des zeitweiligen Bestandes einer Blasmusik der Italienischsprechenden auf dem Platze Luzern besaßen auch die städtischen Blasmusiken in ihren Reihen Vertreter des musikalischen Südens.

Zahlreiche Italiener Luzerns widmeten ihre Freizeit dem Fussballsport. So zählt jeder Fussballklub Luzerns Italiener zu seinen besten und «liebsten» Mitgliedern.

[Wir müssen es uns leider versagen, hier die Namen und Verdienste jener zahlreichen Italiener aufzuführen, die im Rahmen lokaler Vereine eine markante Rolle gespielt haben und noch heute versehen, so wie dies Dr. Zbinden in seiner Studie liebevoll aufgezeichnet hat. Erwähnt sei lediglich der Umstand, dass etliche Söhne eingewanderter Italiener als bewährte Mitglieder von Luzerner Jodelklubs überzeugend ihre Einbürgerung betrieben, indem sie der Bürgerrechtskommission etwas vorjodelten. Red.]

Die berufliche Betätigung der aus dem Süden Zugewanderten und der gesellschaftliche Aufstieg

Die meisten der vor Jahrzehnten zugewanderten Italiener begannen hier als Pflasterbuben, Handlanger und Maurer. Ausser einer seriösen handwerklichen Tradition hatten ihre Siebensachen bei der Einreise in einem kleinen Bündel Platz. Der eine oder andere wurde im Laufe der Jahre Vorarbeiter oder Polier. Wieder andere hatten nach einiger Zeit den Mut, ein eigenes Geschäft zu gründen. Man erinnere sich an jene Luzerner Baufirmen, die vom «Untergrund» ihren Ausgang genommen haben:

Antonio Piazza bzw. Piazza & Cie. AG, Bauunternehmung; Virgilio Medicis Erben; Luigi Borghi, gew. Baumeister; F. Capra & Cie., Hoch- und Tiefbau; G. Conti AG, Baugeschäft; P. Riva, Baugeschäft; die Firma Lino Piazza u. a.

Aus sprachlichen oder finanziellen Gründen konnten sich nicht alle zu einer selbständigen Stellung aufschwingen. Sie bemühten sich aber, ihren Kindern eine gute Schul- und Berufsausbildung auf den Weg zu geben, auch eine wertvolle Kapitalanlage. Deshalb fällt es nicht auf, dass es gerade unter den Nachkommen der im «Untergrund» Zugewanderten neben solchen mit eigenen Geschäften, mit Grund und Boden, auch solche gibt, die es zum Maurerpolier grosser Baufirmen gebracht haben (Dr. Zbinden nennt hier 25 Namen).

Es wäre abwegig, anzunehmen, aus dem Süden seien ausschliesslich Bauhandwerker eingewandert und ihre Nachkommen seien in allen Fällen der Branche treu geblieben. Zahlreiche Italiener fanden in «benachbarten» Branchen ihr Auskommen. Der Verfasser erwähnt im Einzelnen eine Reihe erfolgreicher Unternehmer und geschätzte Fachspezialisten etwa als Inhaber einer Hafnerei, eines Kunststeingeschäftes, eines Plattengeschäftes, einer Glockengiesserei, als Gipsermeister und Gewerbeschullehrer, als Kunstschlosser, Feinmechaniker usw. Ausserdem finden sich in diesem Zusammenhang italienische Geschäfte für Kolonialwaren und Geflügel oder Schneider- und Schusterwerkstätten vermerkt.

Der andere wichtige Erwerbszweig der eingewanderten Italiener im «Untergrund» war und ist die Uebernahme von Wirtshäusern und Arbeiterküchen. Es werden nicht weniger als rund 15 Restaurants und «Cucine» in einem bemerkenswerten kulinarischen Führer durch den Luzerner «Untergrund» verzeichnet.

Einzelchicksale

Unsere Zeitungen berichten in der Rubrik «Unglücksfälle» immer wieder von Bauunfällen: «Vom Gerüst gestürzt», «in der Baugrube erdrückt» usw. Hinter diesen knappen Meldungen ist unendlich viel Leid verborgen: Denken wir an die Familie, die

fern im Süden vergeblich auf die Heimkehr des lieben Familienangehörigen wartet. Auch diese düstern Striche gehören zum Porträt, wenn man kritisiert. Die Boten der Arbeit aus dem Süden haben sich nie damit begnügt, nur den Zahltag einzusacken. Mit dem vollen Einsatz dienten sie uns eh und je, und viele hat ihre Hingabe auf unsern Gottesacker gebracht. Dieses stillen Helden-tums haben wir zu gedenken.

Vater Oswald Foschio-Huber (1866—1946) wohnte mit seiner Frau und einer grossen Schar Kinder zuerst an der Baselstrasse, später an der Zürichstrasse. Auf allen Baustellen schätzte man den Polier «Foschi», wie man ihn nannte. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte er auf der Baustelle der Dietschibergbahn auch einen italienischen Maurer unter sich. Er sei schwierig, träumerisch und gelegentlich auch etwas widerspenstig gewesen, erzählte er mir einmal. Nach dem Einbruch in eine Baubaracke und nach einem Barackenbrand führte die Polizei beim Polier und bei den andern Arbeitern informative Erhebungen über die Täterschaft durch. Vater Foschio hielt mit seiner Qualifikation über den träumerischen, seines Erachtens undurchsichtigen Maurer nicht zurück. Die Polizei führte den Arbeiter dem Statthalteramt als tatverdächtig zu. Es stellte das Verfahren in der Folge mangels rechtsgenügender Beweise ein. Das sei zur Ehrenrettung des Betroffenen festgestellt. Der fragliche Maurer hiess *Benito Mussolini*, der nachmalige Duce. Nach seiner Machtübernahme erneuerte man Foschio die heimatlichen Papiere nicht mehr. Um so mehr hielt man in Luzern zu Vater Foschio, der im Alter noch viel Leid erfahren musste. Trotzdem er das Luzerner Bürgerrecht nicht erwerben konnte, betrachteten wir ihn allzeit als einen der unsrigen.

Eine andere Gestalt war Pietro Patelli (1893—1962). Er soll in Modena, seiner schönen Heimatstadt, einer der ersten gewesen sein, der den Führerausweis für Automobile erhalten hatte. Die ersten Sommer verbrachte er in Luzern und Umgebung als Chauffeur grosser Bauunternehmungen. Nachher übernahm er für Bau-firmen die Leitung von Arbeiterküchen. Die politische Radikalisierung in Italien veranlasste ihn schon in den zwanziger Jahren, an die Einbürgerung zu denken. Seine Ehefrau war eine in der Schweiz geborene Italienerin. Als er bei mir vorsprach, erkundigte er sich, ob er im Falle der Einbürgerung auch noch Militärdienst leisten müsse; ich musste die Frage bejahen. Er verwies darauf auf seinen mehrjährigen italienischen Militärdienst und auf seinen rundlichen Bauch, der ihm bei strenger körperlicher Betätigung das Leben sauer mache. Ich bagatellierte und meinte abschliessend, ein guter Schweizer leiste mit Freuden Militärdienst; der rundliche Bauch verschwinde dann... Im Jahre 1929 wurde Pietro eingebürgert. 1939 gelangte er durch Nachmusterung zum HD; er musste einrücken. Für die Jahre 1939—1945 wies sein Dienstbüchlein einige hundert Aktivdiensttage aus. Zuerst war er Gehilfe eines Küchenchefs, der mit seinen Leistungen zufrieden war und ihn zur weiteren Ausbildung vorschlug. Überall, wo man später Pietro als HD-Küchenchef hingestellt hat, war man mit ihm und mit seiner Verpflegung zufrieden. Sein «Spatz», gewürzt mit ungezählten südländischen Beigaben, war ein Gedicht. Als der Krieg vorüber war, wies er stolz auf seine Dienstleistung, die ihm wertvolle Kameradschaften vermittelt hat. Er war glücklich, dass er der Armee und damit der Schweiz, seiner neuen Heimat, auf einem stillen Posten dienen durfte.

Wenn wir uns fragen, wie denn es sich immer wieder zutrug, dass Italiener bescheidensten Zuschnitts bei uns in der Fremde sich zu machen wussten, dann spüren wir jenen nicht hoch genug zu preisenden Charakterzug auf, der mit «spartanischer Genügsamkeit» zu umschreiben ist. Dieser besondere Wesenszug ist es, der einen unversieglichen Strom an Existenzmitteln in die Heimat fliessen lässt. Bis in unsere Tage bemerkte man immer wieder bewundernd, wie der Italiener, der mit allen Fasern seines Herzens an Familie und Sippe hängt, sich die herbsten Einschränkungen aufzuerlegen vermag, damit er die Moglie und die Bambini in der fernen Heimat nach Möglichkeit versorgt wissen darf. Ich habe einen kleinen Maurer gekannt, der sparte sich soviel Soldi zusammen, damit er sich hier einen schmalbrüstigen Fruchtekiosk zu erstellen vermochte, versteht sich mit eigener Hand natürlich! Das Bauwerk hatte einen winzigen Keller, grad so gross, dass der «Hausherr» neben Fruchtharassen darin nächtigen konnte — im Sommer wenigstens; im Winter hauste er irgendwo in einer Camera hoch oben unter den Ziegeln. Mit einem langstieligen Staubwedel ausgerüstet, pflegte er unermüdet seine Ware rein zu halten, polierte die Äpfel und Orangen mit einem Lappen

auf Hochglanz und war immer der gleich fröhliche «Istigefini», so hiess er nämlich im Volksmund. Aber er ist nicht der kleine Kastanienbrater und Feigenhändler geblieben, sondern starb als wohlsituerter Gastwirt — sicherlich nicht zuletzt, weil er sich nicht scheute, in einem Miniaturkeller anzufangen. Das ist das Geheimnis des italienischen Prosperierens, allen Schwierigkeiten zum Trotz.

«Occhi neri» im Untergrund

Vor 30 bis 40 und mehr Jahren verbrachten im Schatten des Gütsch ungezählte schöne Mädchen ihre Jugend. Im Wuchs waren sie eher etwas kleiner als unsere Meitschi. Es gab auch Ausnahmen. Die Töchter fielen durch einen blütenreinen, weissen oder leicht braunen, vornehmen Teint, durch ihre tiefleuchtenden, dunklen Augen und durch ihren Frohmut auf. Ihr Schwyzertütsch war vollendet. Beim nähern Zuhören waren aber verschiedene Laute ihrer Sprache bedeutend weniger rau: die Sprache war klangvoller, singender, wobei man nicht etwa den Eindruck eines fremden Akzents erhielt.

Bei dieser Bilanz hinsichtlich der jüngern weiblichen Untergrund-Generation tauchen vor dem geistigen Auge die «Bacilieri-, Balugani-, Bonacina-, Bozetti-, Piazza-, Piozzini-, Sanchioni-Schönheiten» nebst vielen andern auf, deren Familiennamen inzwischen vergessen worden sind. Viele trugen ihre «eigenen», nach dem Süden weisenden Vornamen, wie Ada, Alda, Antonietta, Antonella, Bruna, Franca, Gina, Gabriella, Guglielmina, Libera, Liliana, Livia, Luciana, Primina, Rina, Sandra usw. Schon diese Vornamen stellen einen Ausschnitt aus dem Eigenleben der italienischen Kolonie dar. Der Verfasser entnahm sie nicht etwa Polizeirapporten oder einem alten Adressbuch Hans Kurmanns. Die Namensträgerinnen hatten in ihrer Tugendhaftigkeit mit der Polizei und andern Justizorganen kaum je etwas zu tun. Es handelt sich vielmehr um den Niederschlag fast wehmütiger Erinnerungen am Wirtstisch an die Schönheiten des Untergrundes, die inzwischen in alle Richtungen verfliegen sind.

Aber es ist immer noch so: beim Gang durch die Baselstrasse muss man sich Zeit nehmen und die schwarze Brille in den Sack stecken. Noch heute begegnet man dort immer wieder Blicken, die nord- und sogar süditalienisches Feuer verraten, und zwar weit mehr als in irgendeinem andern städtischen Quartier.

Schlussbetrachtungen

Die Bedeutung der fremden Zuwanderung für die schweizerische Wirtschaft

Seit Jahrzehnten und nicht bloss in der Hochkonjunktur der Nachkriegszeit war das schweizerische Wirtschaftsleben auf die Zuwanderung von Ausländern angewiesen. Ihre Beschäftigung entspricht einer alten Tradition, wie auch schon Direktor Dr. Fritz Hummler, der Delegierte für Arbeitsbeschaffung, festgestellt hat. Besonders der Bausektor kann die fremden Arbeitskräfte nicht entbehren: Heute wie früher beschäftigt jedes Baugeschäft einen grossen Prozentsatz italienischer Arbeitskräfte. Gerade aus Familien, die sich vor Jahrzehnten im «Untergrund» niedergelassen haben, sind strebsame Handwerker und Handwerksmeister — insbesondere ein gewichtiger Teil des Kaders im Baugewerbe — hervorgegangen, ohne das unsere luzernische Bauwirtschaft nicht zu denken ist. Die luzernische wie auch die schweizerische Wirtschaft zogen ihren Nutzen aus dieser befruchtenden Einwanderung von Italienern.

Der Blick auf die italienisch-schweizerischen Wanderungsbeziehungen vor einem halben Jahrhundert und die vor 50 oder 60 Jahren im «Untergrund» gebliebenen Italiener versöhnt: Das zahlenmässige Verhältnis zwischen der Wohnbevölkerung und dem Ausländeranteil war damals absolut und auch relativ ungünstiger. Verschiedene Umstände führten zu einer Rückbildung. Die Hiergebliebenen erscheinen gleichsam als eine *Auslese* der vor Jahrzehnten Immigrierten. Und sie haben sich als Elite bewährt. Ihre Nachkommen gingen in unserm Volkstum auf und machten einen auffallenden gesellschaftlichen Aufstieg durch.

Die Bewahrung des «Untergrundes» als Schmelztiegel

Der ersten Generation, die die Not aus der armen italienischen Heimat hierher getrieben hat und die hier Brot und Verdienst suchte und fand, wurde die Schweiz zur zweiten Heimat. Diese Direkteinwanderer hatten viele Prüfungen — ich erinnere bloss an das unchristliche Vorurteil gegen alle Fremden — zu bestehen. Sie lernten unser Land und Volk kennen, wurden mit unsern so ganz anders gearteten Einrichtungen vertraut. Langsam

löste sich das bei den Italienern gegebene Gruppenbewusstsein auf; mit den Jahren gliederte man sich — ohne Ministerbesuche und parlamentarische Untersuchungskommissionen, die man uns heute in einer teutonisch klingenden Überheblichkeit zumuten will — in unser Volk ein. Gerade der «Untergrund», wo für Uneingeweihte fast untragbar viele Italiener Wohnsitz genommen hatten, hat seinerzeit zur Assimilierung mehr beigetragen als irgendein anderes Stadtquartier. Zwischen Gütsch und Reuss waren vor fünfzig und mehr Jahren vielleicht einfachere Leute zu Hause als in den Wolkenkratzern, die inzwischen an die Stelle jener alten Häuser und Häuschen getreten sind. Die Untergründer gewährten den Italienern Gastrecht, sassen mit ihnen zusammen und nahmen sie mit den Jahren in ihren Kreis auf. In diesem einfachen Quartier konnte wirklich der Fremde leichter Fuss fassen. Wie wäre es sonst denkbar, dass Martin Reggiani, geboren am 19. Dezember 1904 im italienischen Brusimpiano, im Jahre 1939 ehrenfester Zunftmeister der Zunft an der Reuss wurde! Alois Vacchi, geb. 1903 in Bondeno (Ferrara, Italien), wurde 1953 diese Ehre zuteil. Dem 1914 in Aesch geborenen, aber von Basano-Bresciano gebürtigen Alfredo Zanoli reichte es 1960 zu dieser Würde. Der Sohn eines eingewanderten Bauhandwerkers absolvierte das Burgdorfer Technikum, wurde Sappeur-Wm. und gehört heute als angesehenes Mitglied dem Grossen Rat an. Ein anderer war einige Jahre Mitglied des Grossen Stadtrates von Luzern. Diese Aufnahme in unsere Gemeinschaft, das Nebeneinanderwohnen, der gemeinsame Arbeitsplatz, bei der zweiten Generation vor allem die Luzerner Schulen und die Berufslehre bei tüchtigen Meistern führten zu einer weitgehenden Ausgleichung von Sitten und Gebräuchen. Häufig kam es zu Heiraten zwischen Italienern und Schweizerinnen und Schweizern und Italienerinnen. So wurde der Bestand an «Ausländern» unmerklich abgebaut; dass sich daraus ein gesunder Schlag von Menschen ergab, sei nebenbei erwähnt.

Die quartiermässige Bindung der zugewanderten Italiener förderte ihr Aufgehen in unserm Volkstum. Der Untergrund bewährte sich als Schmelztiegel sowohl hinsichtlich der aus dem Süden als auch aus dem Norden zugewanderten Fremden. Wenn nicht schon die erste Generation die enge Verbindung mit den Einheimischen fand, so trat dieser Prozess jedenfalls bei ihren Nachkommen auf. Ein Quartier mit der einfachen Bauweise und seinem einfachen und doch bodenständigen Bevölkerungsaufbau hat gegenüber andern Quartieren — mit offener Bauweise und einer Bevölkerung mit höherem Lebensstandard — nach dieser Richtung allerhand voraus. So kam es im Untergrund zur echten menschlichen Begegnung, auf deren Grundlage sich der Bann — die Verschiedenheit in der Sprache, den Sitten und den Gebräuchen — brechen liess oder auflöste.

Überfremdungsgefahr und Fremdenhass

Eine Zeitlang gehörte es am helvetischen Wirtstisch zum guten Ton, gegen die Fremd- oder Gastarbeiter «vom Leder zu ziehen». Beruhigend darf heute auf die «friedliche Integrierung» der bis zum Ersten Weltkrieg eingewanderten Italiener im Untergrund hingewiesen werden.

Bei der heutigen Überfremdungsgefahr handelt es sich nicht um ein neues Problem. Mit Fremdenhass kommt man ihm jedenfalls nicht bei. Gerade der Luzerner Untergrund kann die Assimilierungs- und damit die Abbaumöglichkeiten dank einer positiven Einstellung belegen.

Grosszügigere Einbürgerungspolitik

Je länger der Direkteinwanderer hier ist, um so mehr passt er sich dem Lebensstandard der Umgebung an. Trotz eines anfänglich niedern Lebensstandards kann ein italienischer Familienvater mit drei oder vier Kindern ebensowenig wie ein Schweizer in gleicher Situation grosse Ersparnisse anlegen. Dabei sollte man Familien, um ein Aufgehen der Kinder in unserm Milieu — ich denke an die Bedeutung der Rekrutenschule — zu fördern, möglichst früh einbürgern. Ausländer, die hier geboren sind oder im Kindsalter in die Schweiz eingereist und durch die Schulen mit unsern Verhältnissen vertraut worden sind, sind ohne grosse Schwierigkeiten einzubürgern. Man sollte jene, die «anständig und recht» mit ihren kinderreichen Familien durchs Leben gegangen sind, im Rahmen unserer schweizerischen und kantonalen Einbürgerungsgesetzgebung und -praxis früher als bisher aufnehmen.

Häufig werden mündige Glieder einer Familie wegen irgendeines Vorfalles von der Einbürgerung ausgenommen. Für die

schweizerische Staatsangehörigkeit gilt der Grundsatz der Einheit der Staatsangehörigkeit der Familie. Gott sei dank sind Bestrebungen im Gange, hinsichtlich der Nebenstrafe der Landesverweisung von in der Schweiz geborenen Ausländern mehr Zurückhaltung zu üben, statt sie von ihren Familienangehörigen wegzuweisen, deren Schutz sie mehr denn je nötig hätten.

Bundesrat *Ludwig von Moos* wies kürzlich auf die Schlussfolgerungen einer Studienkommission hin, die vermehrte Assimilation und Einbürgerung empfohlen hat. Die Schwierigkeiten, mit denen wir dem Fremden zu begegnen pflegen, seien abzubauen. Man müsse rascher und besser die Daueraufenthalter in unsere Volksgemeinschaft eingliedern. Damit lasse sich die Zahl der sogenannten «Ausländer», die auf Grund ihres langen Aufenthaltes oder Domizils in der Schweiz keine Ausländer oder Fremde mehr sind, zurückbilden. Aber die gegenseitige Assimilationsbereitschaft lasse leider zu wünschen übrig. Es gelte die positive Einstellung auf beiden Seiten zu fördern. Den Assimilationswilligen sei mit mehr Verständnis und Entgegenkommen zu begegnen.

Im «Untergrund» erfasste man dies immer und trug damit zu einer sozusagen reibungslosen Verschmelzung der Nachkommen der Direkteinwanderer bei; einige Polizeirapporte ändern daran nichts. Die Nachkommen unserer italienischen und deutschen Zuwanderer gingen ohne Unterschied, ob sie eingebürgert wurden oder nicht, in unserem Volkstum auf: Die Schweiz wurde ihre Heimat, und zwar nicht die zweite Heimat, sondern *die* Heimat.

Adresse des Verfassers: Dr. *Karl Zbinden*, Staatsanwalt des Kantons Luzern, Sternhalde 8, 6000 Luzern.

Nachtrag

Mit persönlich empfundenen Worten dankte Bundespräsident *Roger Bonvin* in seiner Neujahrsansprache am 1. Januar 1967 den italienischen Arbeitern in der Schweiz: «Während Jahren durfte ich an Ihrer Seite stehen, Ihnen begegnen, auf den Hochgebirgsbauplätzen, wo die gewaltigen Staudämme errichtet werden, Ihre täglichen Freuden und Leiden teilen. Ich bin daher sicher ein ausgewiesener Zeuge Ihrer Ausdauer, Ihres Opfermutes, Ihrer Anpassungsfähigkeit und Ihres Pflichtbewusstseins. Ihr alle, Männer und Frauen, bildet eine bewährte Säule unserer Wirtschaft. Euch allen danke ich aufrichtig für das, was Ihr zum Wohl unseres Landes leistet.» (Red.)

Ergebnisse der Fabrikstatistik 1965 DK 331.94

Seit dem Jahre 1941 wird bei den Fabriken eine Zählung der Arbeiter, der Betriebe und der weiblichen und jugendlichen Personen vorgenommen, die stets nach dem gleichen Schema erfolgt. Die Behörden und vor allem die Verbände sind an den Ergebnissen einer solchen Zählung stark interessiert, bilden sie doch die zuverlässigste und rascheste Information über den Stand und die Entwicklung der Arbeitskräftezahlen in den industriellen Betrieben.

Diese Zählung hat aber nichts Gemeinsames mit derjenigen der Fremd- und Gastarbeiter, die ja von Zeit zu Zeit getrennt bekanntgemacht wird. Das nunmehr in Kraft getretene Arbeitsgesetz kennt den Begriff der Fabrik nicht mehr, da es grundsätzlich auch fast sämtliche Gewerbebetriebe umfasst, in denen dauernd oder vorübergehend Arbeitnehmer beschäftigt werden. Dementsprechend sind die Bezeichnungen «Fabrikinspektor» und «Fabrikinspektorate» durch «Arbeitsinspektor» und «Arbeitsinspektorate» ersetzt worden.

Gesamthaft ermittelte die Zählung von 1965 14 961 Fabrikbetriebe und 751 077 vom Fabrikgesetz erfasste Arbeiter und Angestellte; von diesen sind 530 144 männliche und 220 933 weibliche Arbeitnehmer bzw. 467 200 Schweizer und 283 877 Ausländer (davon 170 906 Männer und 112 971 Frauen).

Der Abbau von insgesamt 23 463 Personen in den 1964 und 1965 unverändert erfassten Betrieben macht nach den Angaben des BIGA in Bern 3,1 Prozent aus. Der Anteil der Schweizer Arbeiter liegt mit rund 359 238 unter seinem Höchststand im Jahre 1960. So wenig schweizerische Fabrikarbeiterinnen wie heute — 107 962 — sind in den Fabriken, seit diese Gruppe besonders ermittelt wird, noch nie festgestellt worden.

Die absoluten Zahlen der vom Fabrikgesetz erfassten Arbeiter und Angestellten in einigen Wirtschaftsgruppen ergeben folgendes Bild: Maschinen- und Apparatebau 176 824, Metallindustrie

97 364, Herstellung von Kleidern 63 440, graphisches Gewerbe 38 706, Uhren 63 574, Textilien 63 652, Holzbearbeitung 39 629, Chemische Industrie 38 706, Kleider und Wäsche 33 265, Baumwollindustrie 20 681.

Mitteilungen

Kalkschutzapparat für Wasseranlagen und -leitungen. Von den vielen bekannten Mitteln für die Verhinderung oder Herabsetzung von Ablagerungen und Korrosion in Wasserversorgungsanlagen werden in «Industrie-Rundschau» 1966, Nr. 6, Wirkungsweise und Anwendung des «Sven»-Kalkschutzapparates eingehend beschrieben. Das Prinzip dieses Gerätes stellt eine Abwandlung des bekannten Phosphat-Impfverfahrens dar. Ein an die Zuflussleitung angeschlossener Behälter enthält eine Füllung schwerlöslicher Silica-Phosphat-Kristalle, welche vom Wasser umspült werden und so eine kleine Menge kondensiertes Phosphat sowie Phosphorpentoxyd (P_2O_5) und Siliziumdioxid (SiO_2) abgeben. Die vom Wasser gelöste Phosphatdosis inaktiviert die Erdalkali-Ionen und verhindert das Wachstum der Calcit-(Kalkspat-)Kristalle, also die Bildung von Wasserstein. P_2O_5 und SiO_2 sind korrosionshemmende Komponenten. Die zum Schutz der Anlage erforderliche Silica-Phosphat-Zumessung beträgt in der Regel 2 bis 3 mg pro Liter Wasser und wird durch Abstimmung der Grösse des Apparates zum Wasserverbrauch erreicht. In Anlagen mit bereits bestehenden Ablagerungen werden Dosen bis etwa 5 mg/Liter verwendet, womit eine Auflösung des Wasser- und Kesselsteines bewirkt wird. Zu Vorbeugungszwecken genügt zum Beispiel ein Behälterinhalt von 1 kg Silica-Phosphat für eine Wasserdurchflussmenge von 200 l/h. Diese Angabe bezieht sich auf eine Wassertemperatur von rund 20 °C; da bei höheren Temperaturen die Lösung der Kristalle beschleunigt wird, müssen kleinere Füllmengen verwandt werden. Die Sven-Kalkschutzapparate (Paul Kolb AG, Bern) sind einfach in der Wartung, verändern die natürlichen Eigenschaften des Wassers in keiner Weise und werden gebaut für Durchflussmengen von 0,2 bis 40 m³/h, weshalb sie auch für kleine Anlagen geeignet sind (DK 628.16: 663.63).

«Pro Colore», Schweizerische Vereinigung für die Farbe. Farbe und Farbigkeit erlangen für den modernen Menschen eine ständig wachsende Bedeutung. Mode, Werbung, Raumgestaltung, Fotografie und Fernsehen, um nur einige der wichtigsten Gebiete zu nennen, werden von ihnen geprägt. Hinter dieser Entwicklung steht eine ausgedehnte wissenschaftliche Forschung, die sich von der Physiologie des Auges über die Physik des Lichtes und der Farbe zur Chemie der Farbstoffe erstreckt. Auf dieser Forschung aufbauend haben sich grosse Industrien wie die Farbenchemie entwickelt. Dazu kommt die Vielgestaltigkeit in den Anwendungsbereichen, wo neben unzähligen technischen Problemen auch solche psychologischer, ästhetischer und pädagogischer Natur zu lösen sind. Alle diese Aspekte, unter denen das Phänomen Farbe betrachtet werden kann, miteinander in Beziehung zu bringen, erweist sich als ein dringendes Bedürfnis. In verschiedenen Ländern bestehen bereits Organisationen wie z. B. der Inter-Society Color Council (USA), die British Colour Group usw., die sich dieser Aufgabe annehmen, und die in der internationalen Vereinigung «Intercolor» zusammengeschlossen werden. Kürzlich ist nun auch in der Schweiz unter dem Namen «Pro Colore» eine Farbenvereinigung gegründet worden, die allen Interessenten offensteht. Sie will auf allen Gebieten, die die Farbe betreffen, die Forschung anregen, die Anwendung der Ergebnisse fördern und im Rahmen der Intercolor mitarbeiten. Ganz besonders soll der Austausch von Informationen unter den Mitgliedern gepflegt werden. Als Präsident der Pro Colore wurde Prof. Dr. *U. E. Winkler*, Luzern, gewählt. Das Sekretariat liegt bei Dr. *H. Schindler*, Sekretär der Schweizerischen Beleuchtungs-Kommission, Seefeldstrasse 301, 8008 Zürich (DK 061.3: 667.6).

Neue elektrische Lokomotiven Re 4/4 II für die SBB. Der Verwaltungsrat der SBB hat der Auftragserteilung von 60 elektrischen Lokomotiven der Serie Re 4/4 II an die schweizerische Industrie zugestimmt. Die mechanischen Teile dieser Maschinen samt Antrieben werden von der Schweizerischen Lokomotiv- und Maschinenfabrik, Winterthur, ausgeführt; mit der Lieferung und Montage der elektrischen Ausrüstung sind die Firmen Brown Boveri, MFO und Sécheron betraut worden. Die Re 4/4 II-Lokomotive ist vornehmlich für die Führung von schweren Schnellzügen und raschfahrenden Güterzügen im Flachland und für den Einsatz als Vorspann- und Zwischenlokomotive am Gotthard bestimmt. In den Jahren 1963/64 sind 6 Prototypen abgeliefert und gründlich erprobt worden. Auf Grund der guten Ergebnisse haben die Bundesbahnen anschliessend vorerst eine Serie von 50 Loko-